

Jochen Hörisch

Vorwort zu Octave Uzanne: *Das Ende des Buches*

Das Genie und der Ingenieur bilden ein zweieiiges Zwillingsspaar. Beide verdanken ihre Berufs- bzw. Berufsbezeichnung dem Umstand, dass sie etwas Neues generieren, hervorbringen, erschaffen: das Genie generiert dichtend, komponierend oder malend unerhörte Werke, die allerdings einen Nachteil aufweisen - sie sind nur fiktiv. Was in einem Roman erzählt wird, in einer Oper erklingt, auf einem Bild zu sehen ist, gibt es nicht in der Weise wirklich wie andere Dinge, Sachverhalte und Ereignisse. Die gemalte Pfeife ist keine Pfeife, sondern Element eines Bildes; Tristan und Isolde sterben auf der Bühne nicht tatsächlich; Wilhelm Meisters Bildungsgang ist nicht der einer leibhaftigen Person. Diesem Manko von genialen Fiktionen hilft der Ingenieur ab. Was er generiert, ist nicht nur eine reizvolle Einbildung, sein Produkt ist – anders als ein Werk der Kunst – alltagstauglich und für praktische Zwecke einsetzbar. Hölderlin kann poetisch Verbindungen zwischen getrenntesten Bergen beschwören, Ingenieure aber können ein Telefon erfinden, das tatsächlich Kommunikation über größte Entfernungen hinweg ermöglicht. Was dann technisch verlässlich über Leitungen kommuniziert wird, muss nicht auf dem Niveau von Hölderlins Versen sein.

Das Jahr 1895 hat in der Mediengeschichte eine prominente Position. Denn in ihm erblickt eine Ingenieursleistung das Licht der Welt, die enge Beziehungen zur Sphäre des genial Eingebildeten unterhält. Die Brüder Lumière faszinieren ihre Zeitgenossen mit der Erfindung des Films, die zur selben Zeit in der Erfindung des Automobils eine starke Entsprechung findet. Die Moderne macht mobil; aus Träumen von Genies werden funktionierende Ingenieursprodukte. Im eben diesem Jahr 1895 veröffentlichen zwei ebenso klassisch gebildete wie technikaffine Pariser Schriftsteller ein Buch mit dem harmlos klingenden Titel *Contes pour les bibliophiles / Geschichten für Bibliophile*: Octave Uzanne und Albert Robida. Octave Uzanne, 1851 in eine wohlhabende und gebildete Familie hineingeboren und in der Pariser Kulturszene der Belle Epoque um 1900 bestens vernetzt, macht sich als leidenschaftlicher Bibliophiler und Herausgeber einschlägiger Zeitschriften einen Namen. Kein Geringerer als Mallarmé begrüßt ihn ausdrücklich in seinem 1920 erschienenen Lyrikband *Vers de circonstance* – „Je vous salue, Octave Uzanne“, lautet eine Zeile. Uzanne ist ein Zeitgenosse, der in all seiner lustvoll ausgetragenen Widersprüchlichkeit für Gesprächs- und Lektürestoff sorgt: Er ist Dandy und Antisemit, er ist unverheirateter Frauenbewunderer (mit Obsession für Damenfächer) und Misogyn (mit Sympathie für die Frauenemanzipation), er ist erregt von Texten und von weiblichen Textilien, er ist Alteuropäer und Freund der Neuen US-Welt, Reaktionär und Fan moderner Medientechnik. 1893 reist er zur Weltausstellung nach Chicago, trifft dort den Präsidenten Grover Cleveland und den Erfinder Thomas Edison, der ihn mit seinem jüngsten kurz vor der Produktreife stehenden Coup vertraut macht: dem „Kinetographen“. Der Liebhaber prächtiger Bücher ist elektrisiert. Schon die rasante Entwicklung der damals neuen Medien Photographie, Telegraphie, Phonographie und Telephonie hat er so irritiert wie gebannt zur Kenntnis genommen; nun sorgt die Kinematographie vollends für das Ende der Gutenberg-Galaxis. Gerade weil Uzanne biblioman ist, gerade weil er mit klugen und zum Phantasieren animierenden Büchern bestens vertraut ist, kann er zu den wenigen Köpfen zählen, die sich mit Prognosen nicht blamieren. Die Graphie-Medien des neunzehnten Jahrhunderts werden, so Uzanne, mit neuen elektrischen Medien Symbiosen eingehen; es wird Radio, Fernsehen, Walkmen und Smartphones geben, die zu ständigen Begleitern, gar zum Bestandteil moderner Menschen werden.

Das Phänomen Elektrizität hat nicht nur Uzanne in den Bann geschlagen. Der 1848 als Sohn eines Tischlers geborene Albert Robida wird zum begeisterten Propheten des unter Strom stehenden und auf Energie fixierten zwanzigsten Jahrhunderts. Früh schon hat sich Albert Robida als Multitalent einen Namen gemacht. Er ist erfolgreicher Karikaturist, pointenfreudiger Journalist und ein bemerkenswerter Science-Fiction-Autor, der mit der in den 80-er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts vorgelegten Trilogie über *Das zwanzigste Jahrhundert (Le Vingtième Siècle/1883)*, *Der Krieg im zwanzigsten Jahrhundert (La Guerre au vingtième siècle/1887)* und *Das elektrische Leben (La vie électrique/1890)* Aufsehen erregt. In dieser Trilogie kommen Szenen vor, die uns heute in Corona-Zeiten seltsam aktuell erscheinen. Etwa diese: Eine technikaffine Bauerntochter in einem abgelegenen Tal der Alpen wird durch audiovisuelles Tele-teaching auf den neusten Stand des Ingenieurwissens gebracht. Der von den Möglichkeiten der Elektrizität faszinierte Futurologe Albert Robida versieht das Buch des Bibliophilen Octave Uzanne mit pointierten Illustrationen. Selbstredend werden die *Geschichten für Bibliophile* in bibliophiler Ausstattung und darüber hinaus auch in einer auf dreißig Exemplare limitierten Luxusausgabe präsentiert. Sie, verehrte Leserin, verehrter Leser, nein: verehrte Hörerin, verehrter Hörer, hören nun ein Hörbuch, von dem prägnant und präzise ein Buch träumt, das im Jahr 1895 erschienen ist.

Leisten wir uns, bevor wir auf Uzannes umwerfend genaue Medientechnik-Prophezeiung und auf seine nicht weniger präzise Diagnose vom Ende des Buches als Leitmedium zu sprechen kommen, einen kurzen Umweg. Schon knapp hundert Jahre vor Uzanne hat ein Gott der Gutenberg-Galaxis eine beeindruckend nüchterne Einschätzung der Medienlage in Europa um 1800 vorgelegt. Der Olympier Goethe lässt in seinem besten Buch, dem 1809 erschienenen Roman *Die Wahlverwandtschaften*, ein Ehepaar nicht nur die genreüblichen erotischen und psychischen Krisen, sondern eben auch eine Medienkrise durchleben. Immer wenn der Protagonist Eduard, ein reicher Baron im besten Mannesalter, an einem geselligen Abend seiner Frau und anwesenden Freunden aus einem Buch vorliest (und er tut dies gerne), stellt sich eine gewisse Gereiztheit ein. Eine von Eduards „besonderen Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehreren Menschen teilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. (...) Eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß (seine Frau) Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Ungeduld erwachte und er verwies es ihr, gewissermaßen unfreundlich. Wollte man sich doch solche Unarten, wie so manches andre was der Gesellschaft lästig ist, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich Jemand vorlese, ist es denn nicht als wenn ich ihm mündlich etwas vorträge?“¹ Eine bemerkenswerte Passage. Hörbücher und Phonographie gibt es zur Goethezeit noch nicht. Eduard muss schwarz auf weiß wahrgenommene Buchstaben vorlesend in flüssige Rede verwandeln, er muss seine lesenden Augen an seinen sprechenden Mund koppeln, um aus einem einsam gelesenen Buch ein Hörereignis zu machen, das bei Mitmenschen offene Ohren findet. Wenn ihm beim Lesen jemand ins Buch schaut, ist er hochgradig gereizt – bis zur Grenze des offenen Eklats.

Die Szene hat Methode. Immer wenn in den *Wahlverwandtschaften* klassische bildungsbürgerliche Rituale statthaben, stellen sich Gereiztheiten ein.² Wenn vorgelesen wird, wenn Hausmusik erklingt, wenn ein Hausfreund mit dem sprechenden Namen Mittler verständigungsinnige Schlichtungsversuche bei trennungsbereiten Ehepartnern startet, liegt kein Segen über diesen tradierten Medienkonstellationen. Ihre Leistungsfähigkeit hat sich erschöpft – so die souveräne Diagnose des Büchergottes Goethe. Anders sieht es aus, wenn neue Medien die Szene betreten. Dies ist der Fall, als ein englischer Lord die von Eduard verlassene Charlotte und ihre Nichte Ottilie besucht.

¹ Goethe: *Die Wahlverwandtschaften*; Sämtliche Werke (Frankfurter Ausgabe) I. Abteilung / Band 8, ed. Waltraud Wiethölter. Ffm 1994, p. 299

² Cf. dazu ausführlicher Jochen Hörisch: *Ende der Vorstellung – Die Poesie der Medien*. Ffm 1999, pp. 35-56 (Kap. I/2: Der Advent neuer Medien in Goethes *Wahlverwandtschaften*)

Der Lord führt eine „dunkle Kammer“, also eine camera obscura, mit sich, die die Damen begeistert: „Übrigens war (der Lord) außer den geselligen Stunden keineswegs lästig (welch maliziöse Formulierung, J.H.): denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tages, die malerischen Aussichten des Parks in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen.“³ Die Vorform der Photographie, die Daguerre unmittelbar nach Goethes Tod der erstaunten Öffentlichkeit vorstellt, schlägt die Gastgeberinnen in ihren Bann. Beim Umgang mit diesem neuen Medium stellt sich keine Gereiztheit ein wie bei der gemeinsamen Buchlektüre oder der Hausmusik.

Die Jahrzehnte nach dem Ende der Goethezeit bringen die großen medientechnischen Erfindungen des 19. Jahrhunderts hervor, die sich samt und sonders als „Graphien“, als Aufzeichnungstechnologien, begreifen und benennen: in den 30-er Jahren die Photographie, in den 50-er und 60-er Jahren die Phonographie und 1895 die Kinematographie.⁴ Paris, die großartige Metropole des revolutionär-neuzeitlichen Europas, der aufklärenden Enzyklopädien, der Zeitungen und Zeitschriften und des literarischen Lebens, erweist sich auch als das Zentrum, in dem von Daguerre bis zu den Brüdern Lumière die neuen revolutionären Graphie-Medien präsentiert und durchgesetzt werden. Das gilt nicht nur für die Aufzeichnungs-, sondern auch für die Übertragungsmedien. Napoleon hat nicht zuletzt dem Telegraphen seine militärischen Glanzleistungen zu verdanken; die Telephontechnik hat sich früh in der französischen Metropole durchgesetzt. Die Franzosen Uzanne und Robida sind, wie schon der in London angesiedelte Rahmen ihres Essays klar zu erkennen gibt, souverän genug, anzuerkennen, dass die neuen Medientechnik Resultat der Ingenieurskunst vieler Länder ist. Nicht nur Daguerre, auch Fox Talbot darf als Erfinder der Photographie gelten; nicht nur die Brüder Lumière, sondern auch die Brüder Skladanowsky in Berlin und Thomas Edison in New York können Patente für die Kintotechnik anmelden; auch der Telegraph, die Phonographie und das Telephon haben viele Väter. Bücher, literarische wie die *Wahlverwandtschaften* zumal, haben in aller Regel nur einen genial-exklusiven Autor; Ingenieursleistungen haben hingegen zumeist mehrere patente Urheber.

Uzanne und Robida sind hellwache Zeitgenossen der Erfindung des Kinos, und sie können zugleich auf eine beeindruckend dichte Geschichte der Erfindung von Medien zurückblicken, die der Gutenberg-Galaxis ein Ende machen. Das ist eine solide Grundlage für ihre prägnante Medien-Prophese, dass Medien und Menschen enge Symbiosen eingehen werden. Schon Goethes *Wahlverwandtschaften*-Roman betont, dass die camera obscura „tragbar“, also so klein ist, dass der Lord sie mit sich führen kann – ein Vorteil, der neue Medien auch in dieser Hinsicht Bücher erst einholen, dann überholen lässt. Genau dieser Miniaturisierungsaspekt ist auch Uzannes Essay *Das Ende des Buches* wichtig, der knapp hundert Jahre nach Goethes *Wahlverwandtschaften* erschien – als thematisch zentrales Kapitel einer Sammlung von Erzählungen, die Bibliophile erregen sollen. Wie wird ein leidenschaftlicher Bücherfreund etwa auf diese Erzählung reagieren? Einer seinesgleichen heiratet die nicht sonderlich attraktive Witwe des größten Bibliomanen weit und breit, um endlich die seit langem begehrten Werke sein nennen zu können. Die kluge Witwe aber durchschaut dieses Motiv und sorgt noch vor der Hochzeit dafür, dass die Bibliothek zur Heimstatt von Mäusen, Bücherwürmern und anderen Untieren wird, deren nagender Kritik die Bücherschätze anheimfallen. So handgreiflich lässt sich die Formel vom „Ende des Buches“ verstehen, doch sie verweist und zielt auf tiefere Verwerfungen im Mediensystem. Für das eigentliche Ende des Buches sorgen nicht zersetzende Untiere, sondern

³ Goethe: l.c., p. 466

⁴ Cf. dazu Jochen Hörisch: Eine Geschichte der Medien – Vom Urknall zum Internet. Ffm 2018 (5.), Kap. 7-9

optische und akustische Medien; sie werden, so lautet die treffsichere Prognose, zu ständigen, ja symbiotischen Begleitern der Menschen werden.

Der Rahmen, in dem diese These entfaltet wird, ist eindringlich. Eine Gruppe heller Köpfe aus vielen wissenschaftlichen, sozialen und ästhetischen Sphären, allesamt Bibliophile, hat in London dem Vortrag des seinerzeit hochberühmten, mit Helmholtz zusammenarbeitenden Astrophysikers William Thom(p)son zugehört, der sich über Fachkreise hinaus „in der Alten wie Neuen Welt durch seine Mitwirkung an der Verlegung des ersten transatlantischen Kabels einen Namen gemacht hat.“ In seinem Vortrag geht es aber nicht um diese medientechnische Errungenschaft, sondern um die Zukunft des allergrößten Ganzen: nämlich um die Frage, wie lange es Sonne und Erde noch geben wird. Zehn Millionen Jahre, so Thomson, habe die Erde mitsamt ihren menschlichen Bewohnern noch vor sich – aus heutiger Sicht ist das astrophysikalisch zu knapp, was uns Menschen angeht wohl aber allzu großzügig kalkuliert. Der futurologische Vortrag inspiriert die bibliophilen Hörer dazu, in geselliger Runde auch Prognosen für ihre jeweiligen Sphären zu wagen. Es werde agrochemische Innovationen geben, die die Menschheit vom Hunger befreien, künstliche Nahrung werde sich verbreiten, komplementär dazu aber würden immer mehr Menschen Naturfreunde, Tierschützer und Vegetarier werden – so lautet eine bemerkenswerte Prophezeiung. Die bildende Kunst werde angesichts der photographischen Konkurrenz nicht mehr auf Realismus setzen, sondern immer abstrakter werden, sie werde ins Zeitalter der unendlichen Reproduzierbarkeit eintreten – auch keine Vorhersage, die man im Nachhinein verlachen muss.

Zuletzt und am ausführlichsten aber kommt der Bücherfreund zu Wort. Die Anordnungsstruktur des Textes ist subtil: er wendet sich zuerst dem ganz großen Buch der Welt bzw. des Kosmos zu, problematisiert dann die Bücher der Natur, der ästhetischen Schöpfung, der Geschichte und des Lebens – um sich alsbald dem Buch der Bücher, aber eben nicht der Bibel, sondern dem Buch als dem tradierten Schlüsselmedium schlechthin zuzuwenden. „Nun, lieber Bücherfreund, jetzt sind Sie an der Reihe. Sagen Sie uns, wie es in hundert Jahren um Literatur, Literaten und Bücher bestellt sein wird, wo wir heute Abend schon nach Belieben die Gesellschaft der Zukunft entwerfen und jeder von uns einen hellen Strahl in die Finsternis künftiger Jahrhunderte schickt. Erhellen auch Sie uns von Ihrem rotierenden Leuchtturm aus, werfen sie ihren Lichtschein an den Horizont.“ Es gab ein großes ‚Ja! Ja! ...‘, so drängende wie herzliche Bitten, und da wir in kleiner Runde zusammensaßen, so dass man einander gut beim Denken zuhören konnte, und die Atmosphäre in dieser Ecke des Clubs so warm und angenehm war, zögerte ich nicht, meinen Stegreifvortrag zu halten.“

Und dieser Stegreifvortrag hat es in sich. Denn der Bibliophile ist nicht vor Liebe blind. Er erweist sich vielmehr als äußerst nüchterner, funktional argumentierender und kritischer Liebhaber. Auffallend ist gleich zu Beginn seiner Improvisation, dass er die gängige humanistische Verklärung der Drucktechnologie nicht mitmacht. Zwar zitiert er das Wort des Gutenbergfreaks Luther, das gedruckte Buch sei das letzte und größte Geschenk Gottes, um die Sache des Evangeliums voranzutreiben. Doch dieses Zitat ist eingebettet in den von Medienhistorikern wie Paul Virilio und Friedrich Kittler scharf herausgestellten Umstand, dass die uns alltäglich vertraute Medientechnik fast immer ein Abfallprodukt von Militärtechnik ist. Napoleons Obsession für die Telegraphie war bereits dem deutschen Dichter Christian Dietrich Grabbe aufgefallen, der 1831 das Stück *Napoleon oder Die 100 Tage* veröffentlichte; Telegraphen und den Stress beschleunigter Kommunikation thematisiert auch schon Goethes Altersroman *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Ohne den militärischen Funk gäbe es nach dem Ersten Weltkrieg keinen Rundfunk, ohne die Radartechnologie nach dem Zweiten Weltkrieg kein Fernsehen. Turings Dechiffriermaschine, die im Zweiten Weltkrieg die legendäre deutsche Chiffriermaschine Enigma knackte, gibt entscheidende Impulse für die Entwicklung der Computertechnologie; das Arpanet des US-Militärs ist die Urform des Internets; und noch die Hifi-Stereophonie ist, wie die Beatles wussten, als sie Sergeant Pepper huldigten, ein Abfallprodukt der U-

Boot-Ortungstechnologie. Im vollendeten Medienzeitalter gilt: we all live in a yellow submarine, wir sind medial an unsere Umwelten an- und von ihnen abgekoppelt.

Wer glaubt, das Medium Druck sei von solchen militärischen Kontexten und Vibrationen frei, muss sich vom Bibliophilen Octave Uzanne eines Besseren belehren lassen. Der Bücherfreund zitiert gleich zu Beginn seiner Improvisation das Wort des französischen Schriftstellers Antoine de Rivarol, die Druckkunst sei die „Artillerie des Denkens“, sie beherrsche seit Gutenberg „despotisch unseren Geist“. Seltsame Worte aus dem Mund eines Bibliophilen. Kein Wunder, dass seine intelligenten Zuhörer ihn mit „o“- und „hä“-Lauten unterbrechen, als er verkündet, dass alle Fortschritte der Drucktechnologie seit Gutenberg nichts am antiquierten Charakter dieses Mediums ändern werden. Er grundiert seine Prognose mit einem aufschlussreichen anthropologischen Hinweis: wer liest, muss seine Hände arbeiten, nämlich ein Buch halten und Seiten umblättern lassen, vor allem aber muss er seine Augen strapazieren und Kurzsichtigkeit riskieren. Lesen lernen ist bekanntlich ein außerordentlich aufwendiger Prozess, der an eine jahrelange Schulpflicht gebunden ist. Hören lernen ist hingegen ein quasi automatisch ablaufender Vorgang; das Ohr kann man anders als das Auge nicht einmal verschließen. Da Menschen nach Bequemlichkeit und Entlastung strebende Wesen sind, liegt es nahe, von aufwendiger Lektüre auf entspanntes Hören umzuschalten.

Wie soll das denn gehen, fragen die Zuhörer, die große Wachswalzen und Hörtrichter vor Augen haben, wenn sie an Phonographen und Plattenspieler denken. Die Antwort ist frappant: die Elektrotechnik ermögliche kleine Batterie-Speicher, die mit der Miniaturisierung des Speichermediums für gesprochene Texte einhergehe. Und es folgt eine in Wortneuprägungen verliebte Suada, die „Phonisten“, also Profisprecher, als Nachfolgefingern von Sekretären und Kopisten vorstellt, die „Phonographophile“ als die klügeren Bibliophilen bewertet und die aus Bibliotheken „Phonographotheken“ und „Phonostereotheken“ hervorgehen lässt. Für die neuen miniaturisierten Audiomedien spricht auch, dass „die glücklichen Hörer ... das unbeschreibliche Vergnügen haben werden, Ertüchtigung und Bildung vereinen zu können, gleichzeitig Muskeln und Geist zu nähren, denn natürlich gäbe es Phono-Operagraphen im Taschenformat, die bei Wanderungen in den Alpen oder durch die Canyons des Colorado River von Nutzen sind.“ Der alte römische Spruch „mens sana in corpore sano“ erhält medientechnische Unterstützung; ein gesunder Geist kann beim Joggen seinen Körper stärken und sich von klugen Worten aus dem Walkman oder Smartphone animieren lassen. Und jeder könne sich das leisten – das individuelle auditive Medium sorgt für Demokratieschübe. Dazu trägt auch bei, dass jeder Leser Autor bzw. „Storyograph“ werden kann. Jeder hat das Recht und die technische Möglichkeit, seiner Stimme Geschichten und Botschaften anzuvertrauen und diese zu speichern und zu senden. Die großen Torhüter vor dem Zugang zur Gutenberg-Galaxis – die Verleger, Lektoren, Redakteure – werden arbeitslos; denn jeder kann mitreden und mitbestimmen. Und so wird das auditive auch ein orales Zeitalter werden; schöne und einschmeichelnde Stimmen werden im Zentrum kultischer Verehrung stehen und für gute Stimmung sorgen.

Bei allem präzisen Überschwang bleibt Uzanne denn doch ab und an noch zurückhaltend. Er vergleicht zwar erhellend den Zugang zu den Medienströmen mit dem zum Leitungswasser und spielt damit auf den alten Sinn des Wortes Medium an, das ja auch als Synonym für die Elemente in Umlauf war. Dass Medieninhalte aber durch die Luft fliegen, kann selbst Uzanne sich noch nicht vorstellen. Seine Zukunftsvision sieht vor, dass Datenträger (Wachswalzen) mit den neusten gesprochenen Nachrichten per Post- oder Zeitungsbote zugestellt werden. Octave Uzanne starb 1931, hat also bereits erleben können, wie Funk und Rundfunk seine Prophezeiung locker überbieten. Streamingdienste, wie sie heute der Produktion materieller Tonträger den Garaus machen, hat selbst Uzanne nur ansatzweise für möglich gehalten – etwa in der Phantasie, dass Großstadtpassanten in Pavillons zu Hörschläuchen greifen können, die ihnen auf Knopfdruck jedes gewünschte literarische bzw. musische Werk, aber auch neuste Nachrichten und Börsenkurse liefern können.

Die feuchtfrohlich in Zukunftsphantasien schwelgende Runde ist aus leicht nachvollziehbaren Gründen amüsiert über die buchkritischen Perspektiven, die der Bibliophile entwirft. Der bleibt übrigens sachlich, wenn er auf den ungewissen Status seiner wie jeder prophetischen Rede verweist: „Ich wiederhole, meine Freunde, dass ich hier nur ungewisse Möglichkeiten andeute. Wer – und sei es der Scharfsinnigste unter uns – kann sich schon rühmen, die Kunst der Weissagung zu beherrschen?“ Ausdrücklich charakterisiert er seine Improvisation als „Scherzrede“. Aber es handelt sich offensichtlich bzw. unüberhörbar um recht ernste Scherze – auch deshalb, weil es ihm um das Ende des Buches als Zentralgestirn des alten Mediensystems und nicht um das Ende der vielen Bücher geht. Vielmehr, so das Paradox, das am Ende des Textes bedacht wird, muss man zur Kenntnis nehmen, dass „alljährlich auf der ganzen Welt wohl achtzig- bis hunderttausend Bücher neu erscheinen. Das macht bei einer durchschnittlichen Auflage von etwa tausend Stück insgesamt einhundert Millionen Exemplare, die größtenteils absurde Verrücktheiten und Hirngespinnste enthalten und nichts weiter verbreiten als Vorurteile und Irrtümer.“ Und nun wird der Text scharf und verletzend, er kommt auch nicht mehr aus dem Mund des Bibliophilen, sondern eines seiner Zuhörer: „Doch was für ein Glück wäre es, sie (diese viel zu vielen Bücher, J.H.) nicht mehr lesen zu müssen und endlich über die Nichtigkeiten der Druckwerke hinwegsehen zu können! Oder, wie unser großer Will Shakespeare seinen Hamlet so treffend sagen lässt: ‚Words, words, words!‘ Worte! ... Worte, die vergehen und die man nicht mehr lesen wird.“ Der alte Spruch ‚Scripta manent, verba volant‘ (Das Geschriebene bleibt, die gesprochenen Worte verfliegen) kann Aug in Aug mit dem Stand der Wissenschaft und der Medientechnologie um 1900 neu verstanden werden. Da alles sich stets und immer schneller ändert, ist es ein Vorteil, wenn altes Wissen und alte Wahrheiten, die zu Pseudowissen und Pseudowahrheiten geworden sind, nicht gespeichert werden.

Auch in dieser Hinsicht liegt der Essay prognostisch richtig. Geht es ihm doch nicht um das Ende der vielen gedruckten Bücher, sondern um das Ende des Buches als autoritatives Zentralmedium. Bücher wird es weiterhin geben – gemäß der gut belegbaren Einsicht der Medienhistoriker, dass neue Medien alten Medien kaum je endgültig den Garaus gemacht haben. Das Theater spielt auch nach der Erfindung des Kinos weiter auf den Brettern, die die Welt bedeuten; das Kino überlebt den Siegeszug des Fernsehens; das Fernsehen hört auch im Internetzeitalter nicht auf zu senden. Aber diese und andere alte Medien (wie die Tagespresse, die Zeitschriften, die Schallplatten etc.) erhalten im neuen Mediensystem einen neuen, in aller Regel exzentrischen Platz. Sie können nicht mehr ernsthaft den Anspruch erheben, ein zentrales Leitmedium zu sein. Vielmehr werden sie an den Rand des jeweils aktuellen Mediensystems gedrängt. Man geht nicht mehr zum Maler, um sich realistisch porträtieren zu lassen – das kann die Photographie besser. Fans der Langspielplatte lassen sich nicht von Streamingdiensten beeindrucken. Hausmusik ist auch im 21. Jahrhundert nicht verboten. Aber die höhere Tochter, die Beethovens *Pathétique* spielen kann, wird im Internetzeitalter zu einer exzentrischen Erscheinung. Wenn sie klug beraten ist, wird auch sie über einen Internetanschluss, ein Smartphone und die Einsicht verfügen, dass diese Mediengeräte zwar bedeutend leichter, aber in einem präzisen Sinne gewichtiger sind als ihr Steinway-Flügel, dem sie unter Einsatz ihrer virtuosen Finger Töne entlockt, welche höher sind denn alle Vernunft.

Dieses Hörbuch, dessen Existenz Uzanne so präzise vorhergesagt hat, erscheint und erklingt, nachdem ein böses Virus auch der Frankfurter Buchmesse in ihrer traditionellen Form ein Ende gemacht hat. Im Internet fand die Buchmesse dennoch statt – ohne haptisch greifbare Bücher, ohne die Aura, die bibliophile Ausgaben umgibt, ohne die Möglichkeit, sich ein erworbenes Buch vom Autor signieren zu lassen. Die Krise des alten Mediums Buchdruck ist zu Beginn des dritten Jahrtausends unübersehbar. Der französische Regisseur Francois Truffaut hat in seinem Film *Fahrenheit 451* aus dem Jahr 1966 eine dystopische Buch-Prophese in Szene gesetzt: nur noch ein kleines Häuflein Aufrechter widerstreitet dem Bücherverbot eines Mediendiktators, indem es wie antike Rhapsoden

alle Bücher auswendig lernt und sich wechselseitig vorträgt. Eine finstere Einschätzung zur Zukunft des Buches. Ihr hat Robert Gernhardt um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrtausend mit einem launigen Gedicht, das den schlichten Titel *Das Buch* trägt, eine prononciert optimistische Einschätzung zur Lage des alten Mediums Buch entgegengesetzt. (siehe: Robert Gernhardt: *Gesammelte Gedichte 1954-2004*. Ffm 2005, p. 847)

Octave Uzannes in ein Buch mit dem Titel *Erzählungen für Bibliophile* eingelassener futuristischer Essay *Das Ende des Buches* ist in seiner souveränen selbstkritischen Heiterkeit das Weltkind in der Mitten zwischen der kulturkritischen Klage über den Verfall der Buchkultur und dem forcierten Zweckoptimismus, der das alte Medium Buch zum forever-young-Medium erklärt. Es zeugt von der Wachheit eines Menschen, der gerade als leidenschaftlicher Liebhaber des alten Mediums Buch weiß, dass der jeweilige Stand der Medientechnik ein historisches Apriori für Kultur, Wissenschaft, Politik, ja für alle gesellschaftlichen Systeme ist – und für unsere Lebenswelt sowieso.